

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 221.

Samstag, 14. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

„Ach, der Flip!“ war seine Begrüßung. „Ich habe den Wettbewerb gefunden“, begann Flip ohne Einleitung.

„Es wird heiß heute“, versetzte Globias und blies die Backen auf.

Flip legte Offes Bild auf den Tisch: „Wie gefällt dir diese Dame?“

Globias setzte sich umständlich, rückte Kneiser, Sessel und betrachtete dann den kleinen Frauenkopf.

„Neue Freundin?“

„Männer untereinander sollten sich überhaupt nicht über Frauen unterhalten — sie werden immer gleich gemein“, bemerkte Flip.

„Also — eine ernstere Lebensfrage?“

„Für dich auf jeden Fall. Diese Dame bildet nämlich den Kernpunkt einer Nummer mit der Unterschrift: „Wo ist die Schönste im ganzen Land?“

„Du mußt dich erst deutlicher erklären, lieber Flip.“

„Die Details kann ich dir noch nicht genau sagen. Vieles muß noch überlegt werden. Aber im großen Ganzen habe ich im Verlauf einer schlaflosen Nacht, die auf Redaktionskosten geht, folgendes festgelegt: Eine Dame der Gesellschaft — ich betone das ausdrücklich: eine Dame der besten Gesellschaft, nicht irgend ein stupsnäßiges Tillerl oder kleines Mädchen — braut im Auto durch Deutschland. Sagen wir, vier Wochen lang. Niemand weiß, welchen Weg sie nimmt, wo sie sich gerade aufhält. Sie ist vom Publikum, von unseren Lesern aufzufinden. Wöchentlich wird in der Zeitschrift über den bisherigen Verlauf der Fahrt berichtet, mit Bildern und allem, was dazugehört. Unser Mann — will sagen, unsere Frau, ist verpflichtet, den Lesern, die sie auf der Fahrt erkennen, ein den „Lebensfragen“ beigeheftetes Formular zu unterschreiben, das dann uns eingekandt und mit einer kleinen Prämie belohnt wird — solange der Vorrat reicht.“

Globias hatte sich eine Zigarette angezündet und auch Flip eine gegeben. Sein Interesse schien erwacht zu sein. Langsam sagte er jetzt: „Die Idee ist gar nicht so schlecht, Flip. Es ist etwas dran. Es läßt sich etwas daraus machen.“

„Das will ich meinen“, warf Flip spöttisch ein. Er war etwas enttäuscht, daß Globias vor Begeisterung über die Idee nicht zersprang.

„Ja. Aber sie hat nur einen großen Haken: es ist nicht der von dir so nebenbei erwähnte Vorrat da.“

„Wir wollen die finanzielle Seite vorerst mal beiseite lassen, obwohl sie gewiß die Hauptsache ist und als solche geklärt werden muß. Erst wollen wir mal die Idee allein prüfen. Sie erscheint einfach, jetzt, wo sie gefunden ist. Sie fiel mir übrigens im Schlaf ein, richtig im Schlaf.“

Flip erzählte von seinem Erlebnis mit der unbekannten Dame. Kam dann wieder auf den Wettbewerb zurück: „Er muß also als sportlich gesellschaftliches Ereignis aufgezogen werden. Wir haben jetzt Anfang August, wir starten mit der Sache Anfang September. Im September wird das Interesse für Zeitschriften

wieder wach. Wir haben also einen Monat für die Vorbereitung. In dieser Zeit können wir alles bis ins kleinste ausarbeiten. Es muß natürlich eine Vorreklame in Berlin und in ganz Deutschland gemacht werden.“

Globias wollte einfallen, aber Flip wußte, was er sagen wollte: „Nein, bitte, vom Geld wollten wir ja zunächst nicht sprechen. Also die Leute müssen durch Reklame neugierig gemacht werden. Das ist die Hauptsache. Die erste Septemberwoche muß ganz im Zeichen unseres Wettbewerbes stehen. — Bei der ganzen Geschichte fehlt mir nur noch eines: die richtige Verbindung des Wettbewerbes mit der Tendenz, mit den Bestrebungen der „Lebensfragen“. Aber das wird sich auch noch finden.“

Flip ging auf und ab mit grübelndem Gesicht, offenbar suchte er nach der Verbindung, die ihm noch fehlte. Er sagte vor sich hin: „Es wäre gut, wenn man dem Wettbewerb eine Lebensfrage, eine tatsächliche Lebensfrage zugrunde legen könnte. Meine Unbekannte müßte ein Schicksal haben.“

„Wenn nun deine Unbekannte überhaupt nicht mitmacht?“ warf Globias ein.

„Das wäre nicht so sehr schlimm. Man müßte eben gleichwertigen Ersatz finden. Etwa meine Cousine Grietje.“

„Ich denke, mit der stehst du dich nicht so besonders.“

Flip zog die Schultern bis an die Ohren: „Ja, wenn es nicht anders geht...!“ stieß er hervor. „Wenn es zum Gelingen des Ganzen nötig werden sollte, so werde ich sogar einen Canossagang zu der Dame Henriette unternehmen.“ Anschließend sagte er sehr entschieden: „Jedenfalls ist der Grundeinsatz ausgezeichnet, das fühle ich, und er muß durchgeführt werden. Die Einzelheiten werden sich ganz von selbst angliedern.“ Er nahm seinen Hut. „Ich gehe jetzt wieder ein bißchen an die frische Luft. Vielleicht finde ich noch ein paar gute Gedanken. Sie kommen mir immer beim Gehen.“ Er gab Globias die Hand. „Oder im Schlaf“, lachte er.

Globias hielt die Hand fest: „Sag' mal, Flip, was hast du denn eigentlich für ein Interesse an der ganzen Geschichte? Ich meine, goldene Berge sind dabei für dich doch nicht zu verdienen.“

Flip schob den Mund vor. Dann sagte er: „Will ich ja auch gar nicht. Ich habe dir ja schon gesagt, daß es mich reizt, Brandenburgs „Lebensweg“ ein bißchen zu schädigen.“ Er ging zur Tür, sagte von dort über die Schulter zurück: „Außerdem denk ich dabei auch an deine drei Gören. Wiedersehen!“

Flip schlug rasch die Tür hinter sich zu.

Mit der Elektrischen fuhr er an den Rand des Tiergartens und schlenderte die verschlungenen Pfade zwischen den alten Bäumen entlang, durch deren breite Kronen die Morgensonne immer noch genug Wege fand, um sich in lichten, schwankenden Flecken und Flächen auf die Wiesen zu legen.

Flips Gedanken kreisten um den Wettbewerb. Zögernd wandte er sich, als er jetzt an die finanzielle

Seite des Wettbewerbes dachte, der Dame Henriette zu. Er war heute bedeutend milder gegen sie gestimmt als gestern, ein Besuch bei ihr würde durchaus kein Canossengang sein. Welcher Mensch, der so von einer neuen Idee befallen ist wie Filip Kastor, setzt sich nicht rücksichtslos über jedes Hindernis hinweg, wenn es die Durchführung gilt!

Seine Überlegung endete damit, daß er vom Bahnhof Zoo aus das Haus an der Heerstraße anlautete. Ein Diener gab ihm Bescheid, das gnädige Fräulein sei allein zu Hause. Da fuhr er kurz entschlossen mit der Untergrundbahn nach dem Reichskanzlerplatz und betrat einige Minuten später den Park, in dem das schöne Landhaus Henriette Hograchts stand.

Als er vom Speisezimmer aus den Wintergarten übersehen konnte, überraschte ihn ein Bild — nicht anders, als ob man in einer Gemäldegalerie aus einem Raum Durchblick auf ein ganz besonders ansprechendes Gemälde hat, das schon im nächsten Saal hängt.

Dort stand Grietje, schmal, zierlich und außerordentlich feingliedrig. Einen weinroten, ärmellosen Pullover trug sie, einen breiten, schwarzen Ladvürtel und einen plissierten, weißen Wollrock. Sehr mädchenhaft sah sie aus — ein Kind stand dort zwischen dem grotesken Gesproß der Kakteen, die den passenden Rahmen für den fremden Zauber des Mädchens schufen.

Filip hatte sie lange nicht gesehen, und er hätte entzückt sein müssen von soviel Liebreiz, wenn seine Gedanken und auch sein Herz nicht von anderen Dingen belastet gewesen wären. Immerhin war doch ein sanft schwingender Rhythmus in ihm, als er jetzt auf sie zutrat.

„Guten Morgen, Grietje . . .“

Die Art, wie sie bei seinem Stimmklang herumsuhr, ließ auf manches schließen. Filips Stimme mußte für sie das sein, was ein warmer Sonnenstrahl für eine eben noch geschlossene Knospe ist. Filips Stimme fand in ihr einen Widerhall, der ihr ganzes Wesen belebte.

„Ach, Filip . . .!“ Ein zartes Rot dunkelte den lichten Bronzeton der Haut. Durch die Kakteen hindurch gaben sie sich die Hände.

„Hat dir der Diener nicht gesagt, daß ich komme? Du scheinst überrascht.“

„Welch eine Überraschung! Wie lange du nicht hier warst! Mutter ist leider nicht da. Sie kommt erst zum Essen wieder.“

„Es ist mir lieb, daß sie nicht da ist.“

Ihre Augen ruhten aufmerksam auf seinem Gesicht. Sie hatte sehr große Augen von einem samtenen Schwarz, die im Schatten sein geschwungener, langer Wimpern still für sich jannen und dachten. Sie sprach jetzt nicht aus, was ihr bei ihrem forschenden Blick durch den Kopf ging. Nach einer Weile sagte sie mit einem schwachen Lächeln: „Ich kann mir nicht denken, daß du um meinetwillen gekommen bist.“

„Doch, Grietje, ich bin nur zu dir gekommen. — Ich brauche dich.“

„Du brauchst mich?“ Ihre Augen wurden ganz ungläubig.

„Das heißt, ich muß dir etwas erzählen. Hast du Zeit für mich?“

„Natürlich.“ Sie kam aus dem stacheligen Verhau zu ihm. „Gehen wir in den Park?“ Sie wandte sich schon der Treppe zu, die aus dem Wintergarten in den Park führte, stockte aber noch einmal: „Du bleibst doch zum Mittagessen hier?“ Plötzlich, da er zögerte, legte sie ihm die Hand bittend auf den Arm und sprach nun doch die Gedanken aus, die sie vorhin hatte: „Höre, Filip, bleibe zum Essen. Mutter wird sich so freuen, dich wiederzusehen. Sie hat dich gern, glaube mir das! Sie will dein Bestes. Diese Reibereien zwischen ihr und dir sind so häßlich und so . . . so unwürdig. Ich leide sehr darunter, weil ich . . . es tut mir leid, daß eigentlich meine Person daran schuld ist.“

Filip war verlegen geworden. Was Grietje aussprach, verursachte ihm Unbehagen. Hastig wollte er abwehren: „Aber Grietje, du bist gar nicht daran schuld, ich bitte dich . . .“

Aber sie fiel ihm ins Wort: „Nur, Hebet still, ich weiß genau, woher diese Spannung zwischen euch beiden kommt.“ Und rasch fuhr sie fort: „Komm, sprechen wir jetzt nicht mehr davon!“

Filip folgte ihr in den Park mit dem dumpfen Empfinden, daß er eigentlich eine klägliche Rolle vor ihr spielte.

Als sie nebeneinander auf dem grauen Riespfad gingen, sagte er noch ein wenig befangen: „Ich glaube wirklich nicht, daß ich der Mann bin, der zu dir paßt.“

Sie nickte. „Ja. Ich glaube auch nicht, daß du der Mann bist, der zu mir paßt.“

Filip fühlte, daß sie ihm in ihrer ruhigen Art überlegen war. Er hätte etwas darum gegeben, wenn er gewußt hätte, was Grietje in diesem Augenblick von ihm dachte.

Sie forderte ihn jetzt völlig unbefangen auf: „Also, Filip, schief los! Was hast du auf dem Herzen?“

Er wandte die Gedanken greifbareren und nützlicheren Dingen zu. Aber kaum hatte er von seinem Wettbewerb angefangen, als er sich unterbrach: „Sag mal, hast du die gestrige Morgenzeitung gelesen?“

„Ich lese nur selten Zeitungen“, versetzte sie. „Du mußt also entschuldigen.“

„Nichts Besonderes“, versetzte er obenhin und griff rasch wieder sein Thema auf. Er schilderte ihr den Wettbewerb in kurzen Zügen und kam dann auf seine unbekannte Dame zu sprechen. Sie hatten sich inzwischen auf eine Bank gesetzt, und hier zeigte er ihr das kleine Bild Osses.

Grietje nahm es ihm aus der Hand, betrachtete es kritisch, wie es schien. Als sie es Filip zurückgab, bemerkte sie mit etwas spröder Sachlichkeit: „Nach Bildern kann man natürlich schwer urteilen. Aber sie scheint wirklich eine ganz beachtliche Person zu sein.“

„Beachtliche Person — ich finde den Ausdruck ein bißchen lieblos.“

Grietje lächelte: „Nun, Filip, du kannst nicht verlangen, daß ich sie mit den gleichen Augen sehe wie du. Du siehst sie mit den Augen des leicht entflammten Mannes.“ Feinster, kaum merklicher Spott blühte durch die harmlos gesprochenen Worte.

„Oh, oh . . .!“ wehrte er ab. „Ich sehe mit den Augen des . . . na, sagen wir mal: des Unternehmers.“

„Oder so.“ Grietje war von einer Gefügigkeit, die ihm nicht geheuer schien.

Er sagte also sehr bestimmt: „Von Liebe kann natürlich keine Rede sein. Ich kenne sie kaum. Ich kenne sie überhaupt noch nicht.“

(Fortsetzung folgt).

Reiseerinnerung.

Blütenwiesen, rauschend dunkle Wälder
Schimmern noch in sonnig goldenem Glanz;
Und Erinnern ist durchatmet ganz
Von dem Duft der erntereifen Felder.

Fernher streift ein Wind aus hellen Tagen,
Läßt das Herz wie Harfensaiten schwingen,
Daß aus seiner Tiefe wächst ein Klingen,
Nachhall schnellverrauschten Glücks zu tragen.

In die grauen Straßen fällt ein Licht,
Blumen blühen auf aus toten Steinen,
Wo die Mauern drängend sich vereinen,
Daß Natur am Zwang der Stadt zerbricht.

Sonnenweite, einmal frei erschlossen,
Leuchtet lange fort mit mildem Glanz;
Und der Wiesen buntgewirkter Kranz,
Seen, Wälder, Wunder all der großen,

Schöpferischen Urkraft, froh erschaut,
Aus Erinnerungsmosaik gebaut,
Sind von Sehnsuchtschimmeln überblaut.

Heinrich Reiss.

Das Löschblatt.

Stimme von Liebes III.

Frau Erni hatte einen großen Kummer: Ihr Mann liebte sie nicht mehr. Er hatte es ihr zwar nicht gesagt; aber er bewies es, daß er eine andere Dame mit seiner Reizung beehrte. Jemand eine Frau hatte ihn bezaubert. Er schrieb ihr Abend für Abend lange Briefe. Ihre Mutter sagte: „Das tun sie manchmal, man muß sie gehen lassen!“

Ihre Freundin Anita riet zu sofortiger Scheidung, aber das wollte Frau Erni nicht. Sie hatte aus Liebe geheiratet.

Zu einem Anwalt gehen, wie ihr Vetter riet, wollte sie auch nicht. Sie fürchtete indiscrete Fragen, die bei dieser Angelegenheit unvermeidlich sind.

Ihre Tante sagte: „Stell ihn einfach, sag's ihm auf den Kopf zu!“ Aber was sollte sie ihm sagen? In ihrem Ehevertrag war das Schreiben frei... Sie konnte ja nicht wissen, was in diesen Briefen stand. Sie hatte nie einen gelesen. Sie wußte nicht, wie die Dame hieß, der er soviel Tinte und Papier opferte.

Es schien ihm wirklich großen Spaß zu machen, jeden Abend, Ratt mit ihr in die Anlagen zu gehen oder ins Theater oder sonstwohin, sich an den Schreibtisch zu setzen und stundenlang zu schreiben. Sie zerbrach sich den Kopf, was er alles da niederschrieb. An sie hatte er immer nur sehr kurze Briefe gerichtet, als sie noch verlobt waren. „Ich habe kein Talent zum Schreiben“, sagte er. Aber er schien es doch zu haben, wenn's darauf ankam. Und das war ja das Traurige — es schien ihm darauf anzukommen. Ob er Antworten bekam oder nicht, wußte sie nicht. Ins Haus kamen sie jedenfalls nicht. Sie nahm die Morgenpost regelmäßig selbst in Empfang. Briefe von unbekannter Damenhand waren nie dabei.

Sicher ließ er sie sich aufs Amt kommen oder holte sie postlagernd ab. Als sie sich einmal erlaubte zu fragen, von wem eine Ansichtspostkarte sei, die, von einer unbekannten Hand geschrieben, an ihn gekommen war, fuhr er sie zornig an und verbat sich dergleichen Schnüffeleien. Von da ab ließ er seine Post nicht mehr ins Haus kommen.

Sonst hatte er sich ihr gegenüber kaum verändert, etwas fremder waren sie einander geworden, etwas kühler. Die unbekannte Briefschreiberin stand dazwischen. Aber, wie sollte man diesem Geheimnis auf die Spur kommen? Ohne indiscret zu sein und ohne Szenen zu machen, die er hasste? Es ging ganz friedlich bei ihnen zu, aber es war jemand zwischen sie getreten, und Frau Erni konnte nicht eher ruhig werden, bis sie wußte, wem er diese Briefe schrieb...

Der Kummer machte sie unglücklich und unruhig, sie nahm an Gewicht ab, ohne daß sie sich lastete. Dazu ist es gut, dachte sie, aber die Tatsache konnte sie auch nicht trösten. Es war ja gleichgültig, ob sie jetzt so schlant wurde, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Er mochte diese Frauen nicht leiden. Und sie hatte es nicht hindern können, daß sie, trotz aller häuslichen Arbeit, nach ihrem zweiten Jungen etwas rundlicher geworden war. Nach seiner Ansicht mußte eine Frau bis ins Matronenalter gertenschlant bleiben und ihr Haar in dichter Vorderschleife den Kopf umwoggen, sie mußte immer heiter und elegant sein, aber — es durfte nichts kosten. Das hatte sie nicht fertig gebracht, ihr Haar war von Natur zwar weich, aber nicht wellig, zu „Naturwellen“ reichte ihr Taschengeld nicht, und elegant sein kostete auch Geld. Und er hielt sie sehr knapp. Er hatte anscheinend jetzt eine Frau gefunden, die dieses Ideal verkörperte, und an diese schrieb er Abend für Abend lange Briefe.

„Liebes Kind“, sagte ihre erfahrene Tante, die in Potsdam in einer Pension wohnte, drei Ehescheidungen durchgemacht hatte — schuldblos natürlich — und die mit vielen Damen nachmittags Krokett spielte, die ähnliche Schicksale durchkostet hatten, „so fängt es immer an. Du mußt dich entscheiden.“

„Wozu entscheiden?“ fragte die unglückliche, kleine Frau. „Ich liebe ihn doch und habe die Kinder, ich denke nicht an Scheidung. Ich will nur wissen, woran ich bin. Ich will wissen, an wen er die langen Briefe schreibt.“

„Und wenn du das weißt?“ fragte die erfahrene Tante. „Das wird sich finden“, sagte die junge Frau.

Am nächsten Morgen brachte ihr die Morgenpost ein Päckchen. Sie öffnete es ohne Neugierde, es enthielt lauter leere Löschblätter und kam von ihrer Tante aus Potsdam. Frau Erni sah die leeren weißen Blätter verständnislos an. Aber plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie ging zum Schreibtisch ihres Mannes, nahm seine Mappe heraus, entfernte das vollbeschriebene Löschblatt und legte ihm ein neues unter. Am Abend schrieb er seinen langen Brief darauf, am nächsten Morgen nahm sie das Papier fort und schob ein frisches darunter. Und im Spiegel las sie den Namen: „Frene...“ Sie hatte nur eine Freundin, die Frene hieß. Aber es gab viele Frenen in der Stadt...

Auf dem nächsten Löschblatt stand: „Wartburgplatz 9...“ Da wohnte sie, diese falsche Freundin. Nun machte Frau Erni es eine ganze Woche so, jeden Morgen ein frisches Löschblatt, jeden Abend schrieb der Ahnungslose seinen Brief darauf, erfreut über seine sorgliche Hausfrau und ihre Aufmerksamkeit. Und

leben strengen die Blätter im Schloß, was es ihnen brachte, eine Enttäuschung, wenn sie nicht gekommen war, sein Vertrauen, daß sie ihn belog, und sie verfolgte seine Verabredungen mit ihr, ein Segelboot hatte Frene auch... Der Sommer ging hin. Sie brauchte viele Löschblätter, aber als es Herbst war, änderte sich der Ton der Briefe. Er schrieb nicht mehr jeden Abend. Er schrieb nur hin und wieder und sehr kurz, und oft war das Löschblatt ganz leer. Er fuhr auch nicht mehr hinaus zum Segeln, er hatte angeblich keine Zeit, das Löschblatt lag wochenlang in seiner Mappe, ohne daß auch nur ein Buchstabe darauf zu sehen war.

„Wollen wir nicht mal wieder ausgehen?“ fragte er eines Abends nach Tisch. Sie war sofort bereit und machte sich fertig. Als sie vor ihrem Mann stand in dem hübschen, einfachen, dunkelblauen Kleidchen, dem weißen Hüthen und dem blonden, schlicht freierten Bübistöpfchen, sah er sie überrascht an. „Du hast dich verändert diesen Sommer“, meinte er. Und mit einem wohlwollenden Blick fügte er hinzu: „Du bist schlanker geworden. Was hast du nur gemacht? Hast du ein Mittel gebraucht?“

Sie lächelte und schwieg. Jawohl, weiße Löschblätter, mein Herr! wollte sie sagen, aber sie verschluckte es: „Es ist mein Geheimnis...“

„Ein neues Rezept?“ fragte er, als sie die Treppe hinunter gingen.

Sie lächelte fein. „Ein neues? Ach nein, ich glaube, es ist ganz alt... aber, es hat seine Wirkung getan.“

Alter und neuer Sommer.

Von Gottfried Kinkel.

Der Fluß.

Ach, wenn der Sommer kommt!

Ich verlasse den schwarzen Schreibtisch, wo die Papierhaufen manchmal breit umherlungern, arbeite mich mit rüstigen Beinen wie mit stampfenden Kolben durch die lärmenden Schächte der Straßen, puste gegen Lärm und Staub und bin dann endlich wieder bei dir, du mein geliebter Fluß!

Wie alle Jahre gleitest du breit und gelassen dahin und deine Wellenschuppen blenden das Auge. Aber dein Abgrund ist schwarz und manchmal huscht scheues Geflügel über dich hin.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man sich tragen läßt auf deinem Rücken. Auf und ab nichts als pridelndes Leuchten, rundum die kühle Erquickung, frisch wie das Leben selber, und unter uns: der Tod. Doch ohnmächtig ist er an den Abgrund gefesselt, und wenn er es versucht, auch nur etwas hochzutauschen, jede lebendige Bewegung der Glieder schlägt ihn an den Abgrund zurück.

O herrliches Gefühl des Sieges, herrliches Gefühl der Kraft! Wenn wir das feste Ufer betreten, lacht unser nasser, tropfenüberrieselter Körper freudig wie aus tausend Silberaugen.

Der möchte sich da wie nach beständiger Fahrt nicht ausstrecken im Grase! Die Sonne tut wohl wie ein warmes Handtuch und wird nicht müde, zu trocknen; während ich mich von Zeit zu Zeit drehe, um mich der Sonne ja ganz hinzugeben, und mich so allmählich in die zauberische Ruhe einwölke wie in eine wollige Decke, fühle ich mich mit allem ringsum immer verwandter werden, und ich vergesse ganz, meine menschliche Gestalt.

Ja, wahrhaftig, ich liege da auf dem Rücken wie ein langes Schiff weiß in der Sonne, meine Hände ruhen wie fünfzadige Anker im Grase, unaufhörlich geht die Maschine meines Herzens unter der Brust, meine Zigarre steht wie ein Schlot nach oben und ich sehe reglos dem Rauche nach, der die wunderbarsten Träume in den blauen Sommer malt.

Die Landstraße.

Wenn ich früher am hellen Sonntagmorgen mit einem Wanderstock das Land durchstreifte, wie habe ich da die freie Landstraße geliebt!

Weiß lag sie da zwischen grünen Wiesen, Wäldern und bunten Aern, und es sah aus, als hätte sich die Natur eine Riesenschleife um ihr sonntägliches Kleid gelegt. Wunderbare Figuren uralter Bäume waren darauf eingewebt, Käfer, die den schweren Glanz der Sonne auf ihrem Rücken darüber trugen, funkelten wie kostbares Edelgestein und vereinzelte Blindschleichen waren wie glänzende Agraffen auf dem weißen Vand befestigt. Ja, unter der heiteren Sonne kam man sich auf seinen zwei Füßen und dem kräftigen Stod selber vor wie ein eingewirktes Dreibein und man freute sich ob der Verwandtschaft mit allem, der Zugehörigkeit, der friedlichen Harmonie.

Jegends in der Ferne wußte man das mittägliche Ziel, ein kühles Gastzimmer oder einen schattigen Wirtshausgarten, aber man eilte ihm nicht zu, man hatte Stunden der Weile und Ruhe; sie waren wie die runden, klingenden Schläge naher und ferner Türme.

Dahin ist er nun mit einem Male, und sein geschlossener Ton hat sich aufgelöst zu einem monotonen, wieder durcheinander Geräusche: Rumpeln, Stöhnen, Pfauen, Pfauen und Pfauen der Autos, Rumpeln, Pfauen, Pfauen und Pfauen der Autos — und all die sonntäglichen Fahrzeuge, eines hinter dem andern, ein erschreckender Schwarm, fallen über die weiße Landstraße her. Wie Deutschendzüge das fruchtbare Land, fressen sie in hemmungsloser Hier und sekundenhafter Schnelligkeit den sonntäglichen Glanz der Straße, das Grün der angrenzenden Wiesen und das Gold der Äder und schwirren ohne Ende, bis alles ringsum in Staub, Rauch und Qualm wie eine graue Dosis daliegt.

O du sonntägliche Landstraße! Noch habe ich meine zwei rüstigen Beine, auch meinen Wanderkoff, aber dich, du weißes festliches Band, dich, du Straße der Weile und Ruhe, dich habe ich verloren.

Abwärts geht jetzt mein Weg, den Wäldern zu, wo die Baumstämme wie ein riesiges Gatter dastehen und das mächtige Laub der Äste sich zu Häuten gegen die graue Dosis ballt.

Verischwindende Riesentiere.

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.

Es ist in der neueren Jagdliteratur Mode geworden, über das Aussterben des Großwildes in Afrika zu jammern. Schillings, dessen Jagdtreden nicht zu den kleinsten gehören, begann dies Klagelied, das von den meisten Jagdschriftstellern aufgenommen wurde.

Es besteht natürlich kein Zweifel darüber, daß die Wildmengen Afrikas im Laufe der letzten Jahrzehnte einen großen Teil ihres ursprünglichen Bestandes eingebüßt haben, aber es ist noch sehr die Frage, ob dieser Verlust allein auf das Schuldonto europäischer Jäger zu buchen ist. Ich persönlich möchte dies bestritten. Die Dezimierung des afrikanischen Wildes begann im Jahre 1896, als die verheerende Rinderpest vom Norden Afrikas ihren Weg nehmend, durchs Massai-Land und Ost-Afrika bis zum fernsten Süden hin, ins Zulu-Land, vordrang. Denn es waren nicht nur die Rinderherden der Eingeborenen, die dieser verheerenden Seuche zu fast 90 v. H. zum Opfer fielen, sondern das Großwild litt fast in demselben Maße.

Daß natürlich in diesen Zeiten die Vervollkommenung der Jagdgewehre und die Einwanderung vieler Europäer und Jäger auf diesen geringen Bestand eine entscheidende Wirkung ausübte, ist nicht zu leugnen. Aber die wilden Jäger Afrikas erfreuten sich nicht lange der Freiheit. Denn mit dem Vordringen der Zivilisation und der Besitzergreifung durch europäische Mächte kamen Jagdgesetze, die überaus streng durchgeführt wurden und dem Wild den notwendigen Schutz angezeihen ließen.

Natürlich fragt sich der Laie in Europa, wie es möglich ist, im großen Afrika, wo nur wenig Europäer sind, eine Kontrolle auszuüben. Da wird sich mancher wundern, wenn ich behaupte, daß es leichter ist, in Europa auf der Jagd des Nachbarn einen Rehsod zu wildern, als in Afrika einen Elefanten zu erlegen, ohne daß der Bezirksamtman davon erfährt. Es gibt wohl heute in Afrika kaum ein größeres Dorf, in dem nicht irgendein Angestellter der Regierung seinen Wohnsitz hat, sei es als vom Staat eingesetzter Hauptling, Schreiber, Wildaufseher oder Detektiv. Ist ein Elefant erlegt, so zeigen dem Eingeborenen schon in wenigen Stunden die über dem Platz freisenden Masgeier an, daß ein großes Stück Wild dort gefallen ist, und während der Jäger noch damit beschäftigt ist, die Zähne des Urwaldriesen auszuschlagen, kommen schon aus den nächstgelegenen Dörfern die Eingeborenen, die diesem Wegweiser der Natur gefolgt sind, um zu versuchen, von dem Fleisch ihr Teil zu bekommen. Die fast durch ganz Afrika verbreitete Trommelsprache oder andere Signale benachrichtigen die anderen Dörfer, und an dem stillen Plätschen im Urwald, wo der alte Elefantenballe sein Leben aushaucht, entsteht in wenigen Stunden ein reger Markt, wo die Eingeborenen von den Negern des glücklichen Jägers gegen Landesprodukte Fleisch einhandeln. Und so ist es bald im ganzen Lande bekannt, daß der und der Jäger an dem und dem Ort einen Elefanten zur Strecke gebracht hat.

Die Jagdgesetze haben auch glücklicherweise ihre Wirkung nicht verfehlt. Im Zulu-Lande, wo 1898 überhaupt kaum Büffel zu finden waren, konnte im Jahre 1922 der Amerikaner Snow große Büffelherden mit der Kamera erfassen. Dies ist für mich ein sicheres Zeichen, daß sich dort die Büffel nicht nur vermehrt, sondern schon bald die Stärke erreicht haben, die sie vor der Rinderpest hatten. So wie im Zulu-Lande ist es nach allen Nachrichten, die mir in den letzten Jahren zugegangen sind, in allen Teilen Afrikas.

dem Löwen, nachstellen. So hatten sich in Teilen Ost-Afrikas nach der Niederlassung der Weißen die Antilopenherden derart vermehrt, daß sie geradezu zur Landplage wurden; denn nie konnten die Weißen das abschicken, was in früheren Jahren die Löwen geschlagen hatten.

Nur ein Tier litt unter dem Eindringen der europäischen Jäger. Das war das Flusspferd. Wir alle haben ja gesündigt, zum Teil aus Unwissenheit, leider aber auch aus Lust am Schießen. Flusspferde, die besonders in der Trockenzeit auf enge Tümpel in ihren Flüssen angewiesen sind, können dem Jäger nicht entgehen. Er sitzt am Ufer, und es ist ein leichtes, mit dem modernen Präzisionsgewehr das atemholende, auftauchende Flusspferd zwischen die Lichter zu schießen und zu töten. Da ein tödlich getroffenes Flusspferd sofort versinkt, kommt der Jäger leicht auf den Gedanken, daß er gefehlt oder das Tier nur angeschweigt habe und daß es ihm entgangen sei, und ist dann oft ehrlich entsetzt, wenn er nach ein bis zwei Stunden statt des einen oder vielleicht der zwei Flusspferde wohl fünf oder sechs Tiere auf dem Wasser treiben sieht. So ist es mir ergangen, als ich mein erstes Flusspferd in Nord-Rhodesien im Kafue-Fluss schoß, und ich glaube, daß jeder ehrliche Jäger mir zugeben wird, daß es ihm ähnlich ergangen ist.

Eins ist natürlich klar: Kultur und Großwild können nicht nebeneinander gedeihen. Wo Pflanzungen angelegt werden, müssen besonders die Viehhäuter weichen. Elefanten und Flusspferde, die nächtlich in die Pflanzungen kommen, vernichten oft in wenigen Stunden die Arbeit von Monaten, ich möchte sagen Jahren. In solchen Gegenden müssen eben, so traurig es auch sein mag, die Riesen der Urwelt der Kultur weichen. In Südafrika hat man bei Port Elizabeth versucht, in dem dortigen Aobusch den Elefanten ein Asyl zu schaffen; aber als sie sich vermehrten, sich unbelästigt wußten und immer wieder merkten, daß Menschen, mit denen sie durch Zufall in Berührung kamen, die Flucht ergriffen, wurden sie frech und bössartig, kamen aus dem Busch und besuchten die naheliegenden Pflanzungen. Die südafrikanische Regierung sah sich dadurch veranlaßt, berufsmäßige Elefantenjäger anzustellen, um diesen bössartig gewordenen Tieren zu Leibe zu gehen, und erst, nachdem ein größerer Teil der Elefanten abgeschossen war, merkten die anderen, daß sie nicht alleinige Herren im Lande waren und zogen sich wieder in das Innere des Aobusches zurück.

Während Elefanten sich durch keinerlei Schutzmaßnahmen davon abhalten lassen, die Pflanzungen und Gärten zu besuchen, ist es nicht so schwierig, Antilopen durch Wächter oder Einfassungen zurückzuführen, so daß diese heute wieder fast in gleicher Menge wie vor dem Wüten der Rinderpest auch in pflanzungsreichen Gegenden friedlich ihr Dasein fristen können.

Wie überall, so haben aus dem Krieg die Räuber und Begehrter Nutzen gezogen — auch bei den Bierbeinern in Afrika. Löwen, Leoparden und Hyänen sollen nach den mir vorliegenden Berichten geradezu erschreckend zugenommen haben und besonders die Löwen zur Landplage geworden sein. Jedoch sind Löwen in Afrika nicht immer unbeliebt. Im Gegenteil, viele Farmer lassen sogar auf ihrem Besitz die Löwen vollständig ungestört, damit sie den Busch- und Flussschweinen, die in den Pflanzungen ungeheure Verwüstungen anrichten, erfolgreich zu Leibe gehen.

Daß auch Giraffen noch lange nicht auf dem Aussterbetat stehen, haben die letzten Großfilme, die aus Ost-Afrika kamen, zur Genüge bewiesen. Johnson sagt, daß er auf seiner Reise, die ihn durch Britisch-Ostafrika bis an die abessinische Grenze führte, täglich mindestens 200 bis 300 Giraffen gesehen hat. Diese vollständig harmlosen Tiere, die nur da unangenehm werden, wo Telephondrähte zu tief gespannt sind, werden ja allenthalben geschont.

Der eingeborene Jäger, der in früheren Jahren loszog, nur um Fleisch zu schießen, der trachtete Tiere und junge Kälber genau so absoß wie die Bullen, bei großem Wild sogar noch lieber, da seine alten Gewehre kaum ausreichten, um einen mächtigen Elefantenbullen zur Strecke zu bringen, muß sich heute genau so den Jagdgesetzen fügen wie der Europäer. Gewehre dürfen nicht mehr eingeführt werden, so daß schon dadurch dem Großwild ein wesentlicher Schutz entsteht.

So kann man im ganzen mit Befriedigung feststellen, daß von einem Aussterben des afrikanischen Großwildes keine Rede ist, wenn es sich auch aus den angesiedelten Gegenden zurückzieht, um in Ruhe und Frieden in den riesigen Wildschutgebieten, die durch ganz Afrika verteilt liegen, ein beschauliches Dasein zu führen und nach vielen Jahren dem waidgerechten Jäger und Naturfreund Freude zu bereiten.